

Predigt am Sonntag Lätare, 30.03.2025, in Malchow (Uckermark)

Matthias Guericke

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Der für den heutigen Sonntag vorgesehene Predigttext steht im Johannesevangelium im 6. Kapitel, die Verse 47-51.

Jesus spricht:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Ich bin das Brot des Lebens. Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben. Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, auf dass, wer davon isst, nicht sterbe. Ich bin das lebendige Brot, vom Himmel gekommen. Wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.“

Liebe Gemeinde,

ich weiß nicht, wie es Ihnen gerade beim Hören des Predigttextes ging. Fanden Sie die Worte auch etwas steil und sperrig? Oder sind sie Ihnen so vertraut, dass sie keine Ecken und Kanten mehr haben? Im ersten Fall sind Sie jedenfalls nicht allein, denn Johannes berichtet, dass es vielen Hörern dieser Rede Jesu nicht anders ging. Dabei ist unser Predigttext Teil einer längeren Rede, der sogenannten Brotrede im 6. Kapitel des Johannesevangeliums. Dieses Kapitel beginnt mit der Geschichte von der Speisung der 5000, in der erzählt wird, wie Jesus mit 5 Gerstenbroten und 2 Fischen 5000 Menschen sättigt. Im Anschluss wird berichtet, dass die Jünger am Abend dieses Tages ohne Jesus in einem Boot über den See Genezareth rudern. Jesus aber wandelt über den See und kommt zu ihnen. Am nächsten Tag suchen Menschen, die bei der Speisung dabei waren, Jesus und finden ihn auf der anderen Seite des Sees in Kapernaum.

An dieser Stelle beginnt Jesus seine große Rede und er beginnt sie damit, dass er seinen Hörern vorhält, dass sie ihn nicht gesucht hätten, weil sie Zeichen der Gegenwart Gottes gesehen haben, sondern weil sie Brot bekommen haben und satt geworden sind. Sie sollten aber, so Jesus, nach Speise suchen, die nicht vergänglich ist, sondern zum ewigen Leben bleibt. Und dann sagt er von sich: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.“ Seine Hörer aber betrachten es als Zumutung, dass sie das glauben sollen. „Ist dieser nicht Jesus, Josephs Sohn, dessen Vater und Mutter wir kennen?“ fragen sie sich, wie kann er dann vom Himmel gekommen sein? Jesus aber erklärt auf dieses Murren nur, dass niemand zu ihm kommen könne, wenn ihn nicht Gott zu ihm zieht. Und dann folgt unser Predigttext, dessen erste Verse ich jetzt noch einmal lesen will:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Ich bin das Brot des Lebens. Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind

gestorben. Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, auf dass, wer davon isst, nicht sterbe.“

Liebe Gemeinde, wer an mich glaubt, hat das ewige Leben, sagt Jesus zu seinen Hörern, sagt Jesus zu uns, seiner

Gemeinde. Dies bedeutet zunächst: Der Glaubende braucht den Tod nicht mehr zu fürchten, denn dem Tod ist durch Jesus die Macht genommen. Er ist nicht mehr das Ende allen Lebens, sondern der Übergang zu neuem Leben. Nach den neutestamentlichen Zeugnissen geht es aber dabei nicht nur um ein tröstliches, um ein beruhigendes Wissen, während ansonsten alles beim Alten bleibt. Es geht um eine Wahrheit, die unser Leben schon in dieser Welt von Grund auf verändert. „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben“, so formuliert es etwa Paulus im Brief an die Galater.

Wie das Geschenk des ewigen Lebens unser Leben in *dieser* Welt verändert oder, sagen wir es zurückhaltender, wie es unser Leben verändern kann, darüber möchte ich mit Ihnen nachdenken. Drei Antworten möchte ich vorschlagen, wobei es auch politisch und kirchenkritisch werden wird. Ich werde dabei den Blick auch noch einmal in die jüngste Vergangenheit richten, auf die Krise, die vorbei ist und doch nicht erledigt. Ich sage das nicht als Warnung, sondern um Sie einzuladen, sich auch auf vielleicht etwas unbequeme Gedanken zumindest probenhalber einzulassen. Im Übrigen sind meine Antworten ohnehin nicht erschöpfend, jede und jeder ist aufgerufen, selbst nach weiteren zu suchen.

(1) Wer das ewige Leben hat, weiß um den Unterschied von wahren Leben und bloßem Überleben. Er weiß, dass das wahre Leben niemals geopfert werden darf, nur um zu überleben.

Wie wir gehört haben, hält Jesus den Menschen, die ihn nach dem Speisungswunder gesucht haben, vor, dass sie ihn nur gesucht hätten, weil sie Brot bekommen haben und satt geworden sind. Statt nach irdischem Brot sollten sie aber nach Speise suchen, die ewiges Leben gibt. Jesu Hörer wollen ihr Überleben sichern, Jesus aber verweist sie auf das wahre, auf das ewige Leben.

Dass das Überleben nicht das Wichtigste ist, weiß – und hier spricht jetzt einmal der Jurist in mir – sogar unser Grundgesetz. Denn nach dem Grundgesetz ist das Leben keineswegs der oberste Wert. Der oberste Wert ist stattdessen die Menschenwürde. Allein die Menschenwürde ist unantastbar. Sie darf selbst dann nicht angetastet werden, wenn es um die Rettung von Leben geht. Dies ist der Gedanke, der hinter dem Verbot der Folter steht: Der Staat darf einen Beschuldigten selbst dann nicht foltern, wenn er dadurch vielleicht eine Aussage erpressen könnte, die die Rettung von Menschenleben ermöglicht.

Werfen wir einen Blick auf die Krise, die vor 5 Jahren begann, und in der es hieß, dass es um Leben und Tod geht und wenn nicht um Leben und Tod, dann doch um die Gesundheit von uns allen. Was hat diese Krise uns gezeigt über das Verhältnis von wahren Leben, einem Leben in Würde, und dem bloßen Überleben in unserer Gesellschaft? Ich denke, es ist leider klar geworden, dass die Überzeugung, dass ein Leben in menschlicher Würde wichtiger ist als das bloße biologische Überleben, keine Selbstverständlichkeit mehr ist. Unsere Gesellschaft war mehrheitlich bereit, ein Leben in menschlicher Würde zu opfern, um Leben und Gesundheit zu retten. Es ist schon viel darüber gesprochen worden, dass für den Gesundheitsschutz Menschen ein Sterben in Würde, ein Sterben im Beisein ihrer Angehörigen, verwehrt wurde. Mehr als 300.000 Menschen mussten laut den offiziellen Abrechnungsdaten in Deutschland allein in den Krankenhäusern – die Pflegeheime sind da noch nicht mitgezählt – während der Besuchsverbote einsam und ohne Beistand sterben. Aber nicht nur die Würde der Kranken und Sterbenden wurde geopfert, auch die eigene Würde waren viele Menschen bereit aufzugeben, und dafür musste es noch nicht einmal um Leben und Gesundheit gehen.

Und ich meine, mit der Akzeptanz eines Gottesdienstverbotes an Ostern vor 5 Jahren haben auch die Kirchen den Gesundheitsschutz und damit das Überleben für wichtiger erklärt als das wahre Leben in Würde. Denn zu diesem gehört die Freiheit, sich als Gemeinde zum Gottesdienst zu versammeln, auf die Verkündung von Gottes Wort in öffentlicher Predigt zu hören und gemeinsam Abendmahl zu feiern. Fernsehgottesdienste sind dafür kein Ersatz.

Was der italienische Philosoph Giorgio Agamben dazu über die katholische Kirche schrieb, gilt leider auch für unsere evangelische: „Im April 2020 vergaß die Kirche unter einem Papst namens Franziskus, dass Franziskus Leprakranke umarmte. Sie vergaß, dass Märtyrer eher die Bereitschaft lehren, das Leben als den Glauben zu opfern, und dass der Verzicht auf den Nächsten den Verzicht auf den Glauben bedeutet.“

(2) Wer glaubt, muss und will selbst denken und urteilen. Er ist skeptisch gegenüber den Autoritäten und Mächten dieser Welt und vertraut ihnen niemals blind.

Hannah Arendt ist in einem Vortrag mit dem Titel „Was heißt persönliche Verantwortung in einer Diktatur“ der Frage nachgegangen, in welcher Hinsicht sich die Menschen, die unter der Naziherrschaft standgehalten haben, die in ihren jeweiligen Lebensbereichen nicht kollaborierten, von denjenigen unterschieden, die mitmachten. Ihre Antwort lautet: Diejenigen, die nicht mitmachten, waren die Einzigen, die es wagten, selbst zu urteilen. Wobei sie zu dieser Urteilsbildung nicht deshalb in der Lage waren, weil sie über ein besseres Wertesystem verfügten. Gerade die Gebildeten, die Angehörigen der guten Gesellschaft waren, wie wir wissen, oft die ersten, die dem öffentlichen Druck des Naziregimes nachgaben. Die Voraussetzung dieser Urteilsbildung, so Hannah Arendt, war stattdessen die schlichte Gewohnheit, sich auf ein stilles Zwiegespräch mit sich selbst einzulassen. Dieses stille Zwiegespräch mit sich selbst ist aber seit Sokrates das, was wir Denken nennen. Die Trennungslinie verlief also zwischen denen, die denken wollten und

deshalb für sich selbst urteilen mussten und denen, die sich kein Urteil bilden wollten – und diese Trennungslinie verlief quer zu allen Unterschieden von Kultur und Bildung.

Auch in der Krise, die vor 5 Jahren begann, haben sich viele die Frage gestellt, was die Menschen, die gegenüber dem offiziellen Narrativ kritisch blieben und es wagten, ihm zu widersprechen von der Mehrheit unterschied, die dies nicht tat. Die französische Psychologin und Autorin Ariane Bilheran hat darauf eine Antwort gegeben, die man als Konkretisierung von Hannah Arendts These verstehen kann. Sie sagt, folgende Gruppen von Menschen sind angesichts von Propaganda und Manipulation nicht verloren: Zum einen die Mehrheit der armen Menschen, die nicht naiv daran glauben, dass die Reichen und Mächtigen ihnen Gutes wollen, und die sich nicht mit den politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträgern identifizieren. An dieser Stelle möchte ich Bilheran ergänzen und die Menschen hinzufügen, die schon einmal in einer Diktatur gelebt haben. Auch sie identifizieren sich jedenfalls nicht so leicht mit den politisch Mächtigen. Die zweite Gruppe sind nach Bilheran diejenigen, die, in der äußeren Realität verankert sind, die noch ihren eigenen Erfahrungen vertrauen — z. B. der Landwirt, der seinen Boden bearbeitet und der Handwerker, der die Welt noch mit den Händen begreift. Dann gibt es diejenigen, die missbrauchende Eltern hatten, denen es aber gelungen ist, ihre Kindheit aufzuarbeiten. Sie haben sich ihre Klarheit bewahrt. Und schließlich – und das ist die Gruppe, die uns hier vor allem interessiert – sind es diejenigen, die moralisch und spirituell authentisch leben und die das Leben wertschätzen, wie Bilheran formuliert. Zu dieser Gruppe sollten auch wir, die Christen, gehören. Wer aus dem Glauben lebt, dass ihm in Jesus ewiges Leben geschenkt ist, identifiziert sich nicht so leicht mit den politisch und wirtschaftlich Mächtigen. Er identifiziert sich zunächst mit Jesus, der von den Mächtigen seiner Zeit ans Kreuz geschlagen wurde, und sollte allein deshalb eine natürliche Distanz zur Macht haben. Und – mit Hannah Arendt gesprochen – der Glaubende ist in einem andauernden Zwiegespräch mit sich selbst und mit seinem Gott. Er weiß sich Gott verantwortlich und deshalb muss und will er selbst denken und urteilen.

Um Missverständnisse zu vermeiden, ist vielleicht noch ein ergänzender Gedanke wichtig. Das eigenständige Denken, das zu einem selbstverantworteten Urteil führt, ist das, worauf es ankommt. Nur dieses kann verhindern, sich einer in die Irre gehenden Mehrheit anzuschließen. An diesem Selbst-Urteilen-Wollen fehlte und fehlt es laut Hannah Arendt weithin. Woran aber in unserer Zeit wahrhaft kein Mangel besteht und was damit nicht verwechselt werden darf, sind moralische Urteile. Beinahe jede gesellschaftliche und politische Frage wird zu einer Frage der Moral erklärt und die Welt beständig in Gut und Böse eingeteilt.

Das Problem an diesen Urteilen ist dabei nicht nur, dass viele Fragen bei näherer Betrachtung gar keine Fragen der Moral sind und außerdem die Rollen von Gut und Böse in der Realität keineswegs so klar verteilt sind, dass sich die Welt danach feinsäuberlich einteilen ließe. Das Problem ist auch, dass die Urteile der Moralisten meist gar nicht auf eigenständigem Nachdenken und eigenständiger Beschäftigung mit der Sache, über die sie urteilen, beruhen. Stattdessen werden die Urteile von gesellschaftlichen Autoritäten oder

den sogenannten Experten übernommen oder man schließt sich einfach der Mehrheit oder dem Zeitgeist an. Dass das Urteil dann gar nicht selbst verantwortet ist, ist dennoch kein Hindernis, es moralisch aufzuladen.

Was war in der Krise, die vor 5 Jahren begann, politisch richtiges, das heißt, der Sache angemessenes Handeln und was war falsch? Diese Frage zu beantworten, setzte eine eigene Beschäftigung mit den Sachfragen voraus. Die Kirche als Institution hat das – jedenfalls nach meinem Eindruck – überhaupt nicht gesehen. Sie hat sich, ohne einen Moment zu zögern und als wäre dies das Selbstverständlichste auf der Welt, auf die Seite des Staates gestellt, und damit zugleich all diejenigen Gemeindemitglieder, die das nicht taten, allein gelassen, wenn sie sie nicht sogar ausgrenzte.

Was sagt der Ausfall eigenen kritischen Denkens über die geistliche Kraft unserer Kirche aus? Was sagt es über ihr Verhältnis zur politischen Macht? Hoffen und beten wir, dass sie sich diesen Fragen noch stellen wird.

(3) Wer glaubt, ist frei für die Liebe. Wer aus dem Glauben lebt, dass ihm in Jesus ewiges Leben geschenkt ist, weiß, dass er schon alles hat, was er zum Leben braucht. Er muss nichts beweisen, er muss sich nicht profilieren, er muss nicht andere ausstechen, er braucht weder Ruhm noch Ehre. Er ist frei, weiterzugeben, was er empfangen hat.

Ich komme noch einmal auf Ariane Bilheran zurück, die in diesem Zusammenhang auf den Unterschied von Solidarität und Nächstenliebe hingewiesen hat, eine Unterscheidung, die auch mir wichtig erscheint. Von Solidarität war in der Krise viel die Rede. Solidarität ist aber etwas anderes als Nächstenliebe. Solidarität kann eingefordert werden. Sie setzt auf ein Geben und Nehmen. „Ich bin solidarisch und Du sollst es auch sein.“ Wer sich nicht solidarisch zeigt, unterbricht die Kette der Solidarität und läuft Gefahr, ausgeschlossen zu werden.

Nächstenliebe kann dagegen nicht eingefordert werden. Sie entspringt aus der Freiheit. Sie gibt nicht, um etwas zu bekommen, sondern sie schenkt aus dem Überfluss. Sie weiß nichts von der Logik des Tauschhandels, der Logik von Leistung und Gegenleistung. Sie ist nicht berechenbar und sie lässt sich nicht von der politischen Macht instrumentalisieren. Nächstenliebe, sagt Ariane Bilheran, ist das einzige Heilmittel gegen den Totalitarismus.

Ich komme zum Schluss. Als Glaubende sind wir beschenkt mit ewigem Leben und deshalb frei. Wir wissen, dass es nicht um das Überleben, sondern um das wahre Leben geht. Wir sind befreit, aber auch dazu aufgerufen, selbst zu denken und zu urteilen. Wir sind skeptisch gegenüber jeder politischen Macht, vor allem gegenüber derjenigen, die Gefolgschaft einfordert. Das Beste aber ist: Wir sind befreit zur Nächstenliebe, die den Glanz Gottes in diese Welt bringt und diese überhaupt erst menschlich macht. Das Brot des Lebens ist uns in Jesus geschenkt.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.